Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzelle 15 Pfennige.
Redaktion, Druck u. Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr.
Stettin, Kirchplatz Nr 3

# Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Donnerstag, den 13. Oktober 1881. Nr. 477.

## Deutschland.

**Berlin**, 12. Oktober. Gambetta ist, wie der Telegraph meldet, „aus Deutschland wieder in Paris eingetroffen. Mehrere Blätter suchen jetzt den Nachweis zu führen, daß Gambetta, bevor er in Dresden eintraf, beim Fürsten Bismarck in Varzin gewesen ist. Die „Post" stellt die bezüglichen Angaben und Vermuthungen zusammen, indem sie glaubt, daß die ganze Geschichte, auch wenn sie nur ein Roman wäre, sehr unterhaltend ist:

Die „Voss. Ztg." brachte gestern folgende Depesche aus Hamburg, 10. Oktober. Nach Mittheilung des Hotelwirthes wohnte Gambetta, aus Paris kommend, inkognito mit dem Advokaten Massabie nebst seiner Schwester vom 22. bis 26. September hier im Hotel St. Petersburg. Von hier reiste er am 26. in der Richtung auf Lübeck, d. h. also in der Richtung auf Varzin ab."

Die „Kreuz Ztg." bemerkt hierzu: Telegraphische Anfragen in Schlawe, ob dort von dem Eintreffen Gambettas in Varzin irgend etwas bekannt geworden wäre, gaben zu dem Bescheide Anlaß, es wüßte Niemand etwas hiervon. Gambetta hätte übrigens, wenn er Varzin erreichen gewollt, die Bahn schon vorher verlassen können, da der Weg von Stettin nach Varzin über Schlawe weder der kürzere noch der bequemere wäre. Der Schlawer Draht-Bescheid schließt mit den Worten: „Varziner Entrevue vermuthlich nur eine Kombination."

Die „Dresdener Nachrichten", welche den Aufenthalt Gambetta's in Deutschland zuerst signalisirten, gehen in ihren Enthüllungen weiter und erklären in positiver Form, sie hätten guten Grund zu vermuthen, daß Gambetta, bevor er am Donnerstage in Dresden auftauchte, als Gast des deutschen Reichskanzlers in Varzin geweilt habe.

Die „National-Zeitung" schreibt: Es fehlt jetzt selbst nicht an Personen, welche Herrn Gambetta in der verflossenen Woche in Berlin gesehen haben wollen und die genauesten Details davon geben.

Zum Schluß wollen wir noch von den folgenden Mittheilungen Notiz nehmen, die uns unser Hamburger Korrespondent übersendet. „Erst jetzt durch die Depeschen von außerhalb aufmerksam gemacht, ist konstatirt worden, daß Gambetta am 22. September (Donnerstag), Nachmittags mit dem Zuge von Bremen, in Begleitung einer Dame und eines Dieners hier eintraf und im Hotel St. Petersburg unter dem Namen Advokat Massavie abstieg. Nach dem Diner blieb Gambetta, der auch hier von Niemand erkannt ist, bis zur Nachtruhe in seinem Logis. Am Freitag besuchte er die Kunsthalle und andere Museen, am Sonnabend die Börse, den Hafen und den Zoologischen Garten. Am Sonntag wurde ein Ausflug nach Kiel unternommen, und soll sich Gambetta sehr lobend über die Marineanlagen geäußert haben. Am Montag früh erfolgte die Abreise nach Lübeck, wo ihm vom Hotelbesitzer das Hotel „Stadt Hamburg" empfohlen wurde, nachdem er sich vorher über die Züge nach Stettin, Varzin und Berlin informirt haben soll."

## Ausland.

**Wien**, 11. Oktober. Die Unlösbarkeit des Zusammenhanges zwischen der inneren und auswärtigen Politik Oesterreichs sowie die eigenthümliche Lage, in welcher Baron Haymerle bei seinem Tode sein Ministerium zurückließ, wird am schärfsten durch die einfache Thatsache beleuchtet, daß die Ungarn nur einem ihrer Landsleute das Portefeuille des Aeußern vorbehalten wissen wollen, daß die Czechen die beiden Deutschen, Graf Trauttmannsdorff und Baron Huebner, kandidiren, und daß die Deutschen keinen Kandidaten haben, sondern in irgend einem der vorgeschlagenen Ungarn den besten Bürgen für die Erhaltung der Freundschaft mit Deutschland und gegen eine allzu große Freundschaft mit Rußland erkennen. Auch die Ungarn sind durch Haymerle's Tod einmal wieder daran erinnert worden, daß auch auf ihren autonomen Staat die Einwirkungen der inneren Politik, die in Oesterreich gemacht wird, sich erstrecken können.

Die ungarische Presse ist heute ziemlich einmüthig in dem Verlangen, Tisza solle dahin wirken, daß kein Minister ernannt werde, der eine slavenfreundliche Politik und ein russisches Bündniß betreibe ohne Ungarn und gegen Ungarn; die Furcht, daß es hierzu kommen könne, werde durch die Thatsache bestärkt, daß gegenwärtig Graf Taaffe in Oesterreich regiere. Dagegen wird bei dem Todtengericht über Freiherrn von Haymerle ins Gewicht fallen, daß die czechischen Blätter voll des Lobes über seine loyale Haltung gegenüber dem Ministerium Taaffe und seine Nichteinmischung in die innere Politik sind. Den Czechen genügt jetzt die Passivität nicht mehr, die sie an Haymerle zu loben hatten. Sie wollen als seinen Nachfolger Trauttmannsdorff, damit man sehe, daß die Wiener Politik nicht mehr ausschließlich auf das deutsche Bündniß baue, oder Huebner, damit die antijacobinische Allianz Rußlands, Deutschlands und Oesterreichs gegen Frankreich zu Stande komme. Unter solchen Umständen begreift man, daß der Tod Haymerle's der schwerste Verlust für den Grafen Taaffe ist. Wird Tisza, Szlavy oder ein anderer der in Vorschlag gebrachten Ungarn Haymerle's Nachfolger, so ist der Konflikt mit Ungarn fertig; wird es Trauttmannsdorff oder Huebner, so steht der Konflikt in nächster Aussicht. Daß von ungarischer Seite übrigens schon gegen Haymerle ein Sturm bevorstand, konnte Ihnen schon mitgetheilt werden. Jetzt wird der vorläufige Leiter des Auswärtigen, Geheimrath von Kallay, vor die Delegationen treten, ein von Ungarn und Deutschen gleichermaßen geschätzter Mann von gediegenstem Wissen und erprobter Charakterfestigkeit, welcher weiß, was Oesterreich Deutschland gegenüber und im Oriente frommt.

In vertrauten Kreisen erzählt man sich, daß die unglückliche Geschichte mit dem Verrathe der Depeschen in Mikolcz dem Freiherrn von Haymerle den Todesstoß versetzt habe. Einen sehr guten Eindruck machte die Theilnahme des Kaisers an dem Verlust seines Dieners und an dem Schmerz der Familie desselben.

**Paris**, 10. Oktober. Der tunesische Korrespondent des „Temps" unternimmt in einem Schreiben vom 3. Oktober die Vertheidigung des Ministerresidenten Roustan. Derselbe schreibt: „Jedermann weiß, daß Roustan vollständig ohne Vermögen ist, obgleich, wenn er die Gesinnungen hätte, deren man ihn beschuldigt, er Millionen besitzen müßte, da er seit fünfundzwanzig Jahren die größten französischen Angelegenheiten nicht allein in Tunesien, sondern auch in Egypten in der Hand hatte. Als er hier ankam, befand sich Tunesien in den Händen des alten englischen Agenten Wood, der seit einem halben Jahrhundert daran arbeitete, die französischen Interessen im Orient zu durchkreuzen, ein Ziel, welches gleichfalls von Italien aus verfolgt wurde. Er trug den Sieg über den persönlichen Einfluß des Herrn Wood nach einem dreijährigen Kampfe davon; er verwandte drei andere Jahre auf die Bekämpfung des Herrn Maccio, dem Wood bei seiner Abreise die Sorge überlassen hatte, ihn zu rächen. Dies sind seine Hauptverbrechen. Seit seiner Ankunft verheimlichte Herr Roustan nie seine Anschauungen und seine Pläne; er hat immer geglaubt, gehofft und gewollt, daß Frankreich in Tunesien einen überwiegenden Einfluß ausübe Er suchte dieses Ergebniß auf friedliche (!!) Weise zu erlangen. Es war ihm gelungen, und im letzten Jahre blieb uns zu dieser Zeit nichts zu wünschen übrig. Ist es nöthig, daran zu erinnern, wie fremde Einflüsse zuerst dieses Ergebniß behinderten und es dann vernichteten? In diesem Augenblicke kam die französische Kolonie, sich um ihr Haupt schaarend, um ihm für seine Bemühungen zu danken und durch eine großartige Kundgebung der Achtung und Sympathie von der Regierung der Republik zu erlangen, daß sie die Früchte dieser Bemühungen nicht zu Grunde gehen lasse."

In diesen Mittheilungen wird also gar kein Hehl daraus gemacht, daß die tunesische Expedition keineswegs unternommen wurde, weil die Ruhe und Sicherheit Algeriens bedroht war, sondern einzig und allein, weil man die Interessen gewisser Geschäftsleute fördern wollte. Daß man das Recht hatte, Tausende von Menschen und über hundert Millionen Privatspekulationen zum Opfer zu bringen, wird auch dann Niemand einleuchten, wenn Roustan und Genossen selbst so harmlose Leute sind, wie der „Temps" behauptet. Daß der Kriegszug in Tunesien nur wegen der Interessen einiger französischer Gesellschaften unternommen wurde, ist allerdings längst außer allem Zweifel. Roustan gestand dies, wie ich Ihnen bereits gemeldet, bei seinem letzten Aufenthalte in Paris ganz naiv zu. Er meinte, „daß man den tunesischen Krieg nur einfach deshalb unternommen habe, um französische industrielle und finanzielle Interessen sicherzustellen." Wenn dieselben von großer nationaler Wichtigkeit gewesen wären, so würde die tunesische Expedition noch zu entschuldigen gewesen sein; aber es galt nur einige Eisenbahnen und dann die Enfida-Angelegenheit, für welche letztere Roustan sich ganz besonders eifrig zeigte, obgleich es sich im Grunde genommen nur um 150,000 Franken handelte, da zehn Tunesen, um den Konflikt zu vermeiden, die betreffende Besitzung, welche die Marseiller Gesellschaft für eine Million von Khereddin erstanden hatte, für 1,350,000 Franks zurückkaufen wollten, der Handel aber nicht zu Stande kam, weil die Gesellschaft 1,500,000 Franks haben wollte! Freilich gewann das Konsortium, welches, als die tunesische Expedition in sicherer Aussicht stand, für 35 Millionen tunesischer Staatspapiere aufkaufte, ungefähr 18—20, als es dieselben nach der ersten Expedition wieder verkaufte. Bis vor dem Kriege waren nirgend die Europäer in ihrem Eigenthum und Leben weniger bedroht als gerade in Tunesien. Daß sie nun, da man ihnen eine Fremdherrschaft aufzwingen will, den Kampf bis aufs Messer führen, dürfen ihnen vor Allem die Franzosen nicht verübeln, die 1870—1871 sich auch Alles gegen die Deutschen für erlaubt hielten, obgleich diese sie nicht leichtsinniger Weise mit Krieg überzogen hatten, sondern nur in Frankreich einfielen, weil dieses sie mit Krieg überziehen wollte. Komisch macht es sich jedenfalls, daß, während man hier die tunesischen Vaterlandsvertheidiger brandmarkt, Farre den St. Quentiner Vaterlandsvertheidigern ein Denkmal setzt, welches folgende Inschrift trägt:

Französisch-deutscher Krieg von 1870—1871.

Zum Ruhme

der Bürger von St. Quentin,

welche am Tage des 8. Oktober 1870 heldenmüthig unter der Führung ihres tapferen Präfekten Anatole de la Forge eine Abtheilung deutscher Truppen zurückschlugen, welche von Laon gekommen war, um sich der Stadt zu bemächtigen. Nach einem Kampfe von mehreren Stunden und nachdem sie großherzig ihr Blut für das verstümmelte Frankreich vergossen hatten, gaben die Nationalgarden, Feuerwehren, Franktireurs und Einwohner der Stadt jedes Alters und jedes Standes das denkwürdige Beispiel von dem, was eine Stadt vermag, die beseelt ist von Anhänglichkeit an die Republik, von reiner Liebe zur Freiheit und von unsterblicher Verehrung des Vaterlandes.

**Paris**, 11. Oktober. Alles, was über den Krankendienst im afrikanischen Expeditionsheere in der Oeffentlichkeit verlautet, ist so kläglicher Art, daß die allgemeine Mißstimmung über das tunesische Unternehmen dadurch nur noch geschürt werden muß. Ein Fachblatt, die „Gazette de Medecine", veröffentlicht einen auf direkten Berichten von Feldärzten beruhenden Artikel über den Sanitätsdienst in Tunesien, welcher der Opposition nur allzu reichen Stoff für ihre Anklagen liefert. Die Gewährsmänner des medizinischen Blattes konstatiren, daß gleich im Anbeginn der Expedition die vollständigste Verwirrung im Sanitätswesen und gänzlicher Mangel an Medikamenten und anderen unentbehrlichen Gegenständen herrschte. Die ärgsten Verheerungen richtete der Typhus an. „Es wäre unglaublich", sagt die „Gazette" gegen den Schluß, „wenn es uns nicht von allen Aerzten Algeriens bestätigt worden wäre: Typhuskranke, welche im zehnten oder zwölften Tage der Krankheit standen, sind auf Mauleseln von einem Hospital in das andere geschickt worden. Die Aerzte wollten für diese Unglücklichen, welche, ohne jede Streu und Decke auf den nackten Eselsrücken gesetzt, einem sicheren Tode entgegen gingen, keinen Entlassungsschein ausstellen. Ein Arzt weigerte sich dessen standhaft drei Tage lang. Da erhielt er den ausdrücklichen Befehl, seine Kranken ziehen zu lassen. Man hob sie auf die Maulesel und schaffte sie dann mittelst Eisenbahn nach den verschiedenen Hospitälern, welche sie sterbend erreichten. Mehrere sollen sogar schon unterwegs gestorben sein." Fast die gesammte Presse drückt ihre Entrüstung über diese Mißstände aus. Die Deputirten Pelletan und Lefaure haben sich nach Tunis begeben, um Material für seine Interpellation zu sammeln, die sie speziell wegen dieses Punktes in der Kammer stellen wollen.

In Folge der Enthüllungen der „Gazette de Medecine" hat der Kriegsminister von dem Kommando und dem Chef des Sanitätswesens in Tunesien einen eingehenden Bericht über die von dem medizinischen Blatte an die Oeffentlichkeit gebrachten Thatsachen eingefordert. Dieser Bericht soll unverweilt im „Journal officiel" erscheinen.

Bei der Enthüllung des Kriegerdenkmals in Niort trat General Gallifet, der vielfach als Nachfolger des Kriegsministers Farre genannt wird, als Festredner auf. In der Rede, die wegen ihres ziemlich chauvinistischen Charakters einiges Aufsehen erregt, heißt es:

Die Invasion ist eine fürchterliche Heimsuchung; ich kenne nur ein Mittel, ihre traurigen Folgen zu verhüten: das ist, daß man sich bereit hält, sie zu bekämpfen. Ihr müßt also die Kosten des Militärdienstes mit edlem Stolze auf euch nehmen. Laßt euch nicht von den Leuten foppen, welche euch die Abschaffung der stehenden Armee, der sorgfältig ausgebildeten und disziplinirten Armee versprechen. Was liegt diesen daran, daß Frankreich gedemüthigt, in Kontribution gesetzt, zerstückelt, ja sogar ganz aus der Welt geschafft ist, wenn sie nur das Ziel ihres persönlichen Ehrgeizes erreichen? Im Namen eurer Söhne, eurer Brüder, eurer Freunde, deren Andenken wir heute ehren, im Namen dieser Opfer der Pflicht und der Hingabe für's Vaterland spreche ich es hier laut aus: Wir sind es unseren Landsleuten, die in dem Kriege 1870/71 gefallen sind, schuldig, bei Frankreich einen Erdenwinkel zu erhalten, auf welchem sie ruhen, und um sich einer so geheiligten Schuld zu entledigen, muß man den Willen haben, sich dafür vorzubereiten.

**Paris**, 12. Oktober. Gambetta's deutsche Reise beschäftigt noch immer die Blätter. In politischen Kreisen findet die Varziner Entrevue keinen Glauben. Die Gambetta'sche Presse schweigt darüber. Gambetta's Besuch bei Grevy soll am Sonnabend oder Montag stattfinden. Grevy hatte heute eine längere Unterredung mit dem Botschafter Grafen Saint-Vallier. Minister Barthelemy sandte an den Grafen Beust einen Kondolenzbrief wegen des Todes von Haymerle. Es gilt nun für sicher, daß Gambetta für jetzt das Ministerium ablehnt.

**Petersburg**, 10 Oktober. (B. T.) Indirekt. Ende voriger Woche wurde der Montag Abend respektive der Dienstag als Termin zum Antritt der Kaiserreise nach Warschau angegeben. Gestern erhielten nunmehr die Redaktionen ein Circular der Ober-Preßverwaltung mit dem Befehl, kein Wort über die eventuelle Kaiserreise, sowie überhaupt über ein Mitglied der kaiserlichen Familie zu bringen. Da letzteres ein uralter Befehl ist, so dürfte diese jetzige Auffrischung als ein deutliches Zeichen genommen werden, daß die Kaiserreise zwecks einer Entrevue nunmehr wirklich unmittelbar bevorsteht.

## Provinzielles.

**Stettin**, 12. Oktober. Den Landwirthschaftsschulen zu Eldena und Schivelbein ist provisorisch gestattet worden, gültige Zeugnisse über die wissenschaftliche Befähigung für den einjährig-freiwilligen Militärdienst denjenigen ihrer Schüler zu ertheilen, welche eine auf Grund eines von der Aufsichtsbehörde genehmigten Reglements in Gegenwart eines Regierungs-Kommissars abzuhaltende Entlassungsprüfung wohl bestanden haben.

— Vorgestern Abend entstand in der Wohnung des Klempnermeisters Schmidt, Fischmarkt Nr. 2, in Folge unvorsichtigen Umgehens mit einer Petroleumlampe ein Gardinenbrand, welcher jedoch bald gelöscht wurde, so daß nur ein Schaden von 30 Mark entstand.

— In der Nacht vom 11./12. d. Mts. ist ein an der Wäschespüle beim Frauenthor befestigtes, dem Handelsmann Metzner gehöriges Boot gestohlen worden.

— Ueber das Jubiläumsfest in Greifswald schreibt das „Greifsw. Tagebl." vom 12. d. Mts. u. A.:

Bewölkter Himmel und leichter Regen ließen am heutigen Morgen die Aussichten für den Festzug recht trübe erscheinen, aber der Himmel hatte ein Einsehen und schloß seine Schleusen, so daß

der großartige Festzug beim besten Wetter seinen Weg vollenden konnte. Der Festzug bot einen wirklich prächtigen Anblick dar. Dem mächtigen Zuge der alten Jäger, unter diesen viele Offiziere und Förster, schlossen sich in bunter Reihe an die Schützengilde, die Krieger- und Turnvereine, die Kaufmannschaft, die Gewerke mit ihren Fahnen und theilweise höchst originellen Emblemen, die Schlächter und Bäcker in ihren kleidsamen rothen und weißen Blousen mit entsprechenden Mützen, die Schneider und Tischler, deren Gewerksabzeichen gleich denen der Korbmacher allgemeines Aufsehen erregten, die Schuhmacher, die Schlosser und Zimmerleute, der Handwerkerverein, die Feuerwehr, kurz Alles, was Greifswald an Gewerken und Vereinen besitzt, bildete einen unabsehbaren Zug, der, unterbrochen durch viele Musikkorps, in anerkennenswerther Ordnung die Hauptstraßen der Stadt passirte, um schließlich auf dem Markte zu enden, auf dem inzwischen das Jäger-Bataillon in Parade-Anzug mit Busch Aufstellung genommen hatte.

In der Mitte des von den vier Kompagnien gebildeten Karrees nahmen der Magistrat und das Bürgerschaftliche Kollegium, die Spitzen der Behörden, die auswärtigen Offiziere und die alten Jäger Aufstellung, während der Festzug das Karree von außen umschloß. Der Marktplatz selbst war von dem Komitee mit wirklich hervorragendem Geschmack dekorirt. Gewaltige Flaggenstangen mit frischen Guirlanden umwunden, geziert mit den städtischen und dem Reichswappen und gekrönt durch Fähnchen in den Reichs- und Stadtfarben, untereinander durch Festons verbunden, umgaben den großen Platz, auf dem sich viele Tausende ohne zu großes Gedränge bewegten. Es war ein wirklich großartiger Anblick diese buntbewegte, festlich gekleidete Menschenmenge mit einem wahren Walde von Fahnen auf unserem von seinen alten, charakteristischen Häusern umrahmten Marktplatz, der zu dem schönen Schmuck seiner Häuser noch den schönsten hinzugefügt hatte, indem er sich einen reichen Kranz festesfroher Damen gewunden, die sämmtliche Fenster mit Beschlag belegt hatten.

Inmitten des präsentirenden Bataillons hielt der Kommandeur desselben, Major von Hagen, eine kurze Rede mit einer Stimme, welche die nach Tausenden zählende Menge vollständig beherrschte. Er erinnerte an die sechzig Jahre, während welcher das Bataillon in ungetrübtem Einvernehmen mit der Bürgerschaft Greifswalds gelebt habe und knüpfte daran die Hoffnung und den Wunsch, daß es auch ferner so sein werde. Er dankte dem Bürgermeister für seine Bemühungen um dies Fest, das die Einigkeit zwischen den Bürgern und Militär so recht zum Ausdruck brächte, ihm und dem Magistrat zu Ehren präsentire das Bataillon, es präsentire zu Ehren des Bürgerschaftlichen Kollegiums, das stets dem Bataillon in liberalster Weise entgegengekommen wäre, es präsentire zu Ehren der früheren Offiziere und der alten Jäger des Bataillons, die der heutigen Generation ein leuchtendes Beispiel treuer Pflichterfüllung darböten. Im Namen des Bataillons gelobe er an diesem festlichen Tage, daß auch sie in strenger Mannszucht der ernsten Vorbereitung auf den Krieg leben würden in felsenfester Treue zu Kaiser und Reich. In diesem Sinne bitte er einzustimmen in das Hoch auf den obersten Kriegsherrn, Se. Majestät den Kaiser und König Wilhelm!

Mit vollster, wahrster Begeisterung brauste aus Tausenden von Kehlen ein donnerndes Hoch auf den Landesherrn, geweckt durch die aus wärmstem Herzen kommende und zum Herzen dringende prächtige Rede des Kommandeurs, die wir leider nur im Auszuge wiedergeben konnten.

Nachdem ein Vers der Nationalhymne gesungen worden, schritt der Kommandeur, gefolgt von dem Magistrat, dem Bürgerschaftlichen Kollegium, den fremden Offizieren die Front der einzelnen Kompagnien ab, worauf Gewehr bei Fuß kommandirt wurde, ein Kommando, dem die Jäger gewiß mit Freuden nachkamen, denn während der ganzen Zeit hatten sie unter präsentirtem Gewehr wie die Mauern gestanden.

Der Bürgermeister Helfritz dankte hierauf dem Kommandeur für die freundlichen Worte. Das Fest sei hervorgegangen aus einem Herzensbedürfnisse der ganzen Bevölkerung; dafür, daß dem so sei, liefere der Augenschein den besten Beweis. Zum dauernden Andenken an diesen festlichen Tag habe die Stadt zwei Stiftungen beschlossen, die eine für jede der vier Kompagnien zur freien Disposition der Hauptleute derselben, die andere für das Offizierskasino in der neu zu erbauenden Kaserne. Nachdem der Kommandeur diese Stiftungen dankend entgegengenommen, brachten der Landesgerichts-Präsident, Geheimer Justizrath von Bülow, der Rektor der Universität, Professor Dr. Landois, der Landrath, Graf Behr-Behrenhof, und der Direktor des Gymnasiums, Dr. Steinhausen, und die Vertreter der fremden Kriegervereine die Glückwünsche Namens der von ihnen vertretenen Körperschaften dar. Damit schloß dieser Theil der Feier. Ein zwangloser Frühschoppen vereinte die Festgenossen bis zum Diner, von dessen Beginn uns nur noch eine halbe Stunde trennt. Hoffentlich begünstigt der Himmel auch morgen das Prämienschießen.

♂ **Bütow**, 10 Oktober. Am vergangenen Sonntag beging die hiesige alte Schützengilde im Schützenhause das diesjährige und zugleich auch in Folge des 100jährigen Bestehens der Gilde das 100 Abschiedsschießen. Kein Lüftchen regte sich und die Oktobersonne sandte vom unumwölkten Himmel herab ihre Strahlen zur Erde nieder. Begünstigt von dem schönen Wetter hatten sich denn auch im Laufe des Nachmittags eine Anzahl Freunde der Schützenmitglieder, sowie Festtheilnehmer eingefunden. Die Schützen betheiligten sich am Prämienschießen und die Nichtschützen gruppirten sich in den Räumen des Schützenhauses um die Tische und gingen in heiteren Gesprächen ihren Vergnügungen nach. Nach beendetem Schießen wurden als Bestschützen die Herren Bäckermeister C. Abel, Hotelbesitzer Gerth, Kaufmann Thieme, Mühlenbesitzer Schramm und Kupferschmiedemeister Bluhm prämiirt. Um 7 Uhr Abends begann das Souper, an welchem sich 60 Personen betheiligten. Nachdem dasselbe eingenommen und die Tafelmusik beendet war, gedachte Herr Schornsteinfegermeister Fabricius in einer ergreifenden Ansprache in ehrender und anerkennenswerther Weise der Verdienste der Vorfahren der Schützenmitglieder und schloß mit einem Hoch auf letztere. Nachdem die Tafel aufgehoben, fand unter der Leitung des Herrn Bluhm ein Tanzkränzchen statt, welches die Anwesenden bis spät in die Nacht zusammenhielt. Da dies Fest gleichsam den Abschluß des hundertjährigen Bestehens der Schützengilde bildete, dürfte es wohl angezeigt sein, einige Worte über die Tendenz des Vereins zu verlieren. Die Gilde, welche ca 250 Mitglieder zählt, hat einen doppelten Zweck: Erstens für öffentliche Vergnügungen und Lustbarkeiten zu sorgen und zweitens an die Hinterbliebenen von Vereinsmitgliedern ein Sterbegeld von 180 Mark zu zahlen. Man sieht hieraus, daß die Gilde auch zugleich Wohlthätigkeits-Anstalt ist. Wirft man einen Blick in die Akten des Vereins, so wird man mit Achtung und Bewunderung gegen die Vorfahren erfüllt. Man erstaunt darüber, mit welcher Gewissenhaftigkeit jeder Pfennig in Einnahme und Ausgabe gebucht, mit welcher Genauigkeit jedes bedeutende Ereigniß notirt und mit welcher Sorgfalt alle Beläge der heutigen Generation aufbewahrt sind. Besonders interessant sind die Notizen aus den Jahren der Fremdherrschaft. Daß der Verein so Großes geleistet hat — vor 2 Jahren ereignete sich der noch nie dagewesene Fall, daß 16 Sterbefälle mit je 180 Mark honorirt werden mußten —, ist einzig und allein der guten Verwaltung zuzuschreiben. Daß auch der jetzige Vorstand bemüht ist, seinen Vorfahren gegenüber Ebenbürtiges zu leisten, davon werden die zum hundertjährigen Jubiläum neueingerichteten 5 Schießstände und die äußerst geschmackvoll ausgestattete Schießhalle auch noch späteren Geschlechtern ein beredtes Zeugniß geben, während der ebenfalls sehr schön eingerichteten, leider schon abgebrochenen Empfangshalle sich nur noch die Festtheilnehmer zu erinnern wissen werden.

---

## Kunst und Literatur.

**Klassikerbibliothek der bildenden Künste**, bearbeitet von J. E. Wessely und Dr. A. Rosenberg, Verlag von Bruno Lemme in Leipzig. Wir hatten bereits Gelegenheit, über diese neue Klassikerbibliothek in anerkennender Weise zu urtheilen, und finden unser Urtheil in den jetzt erschienenen Heften 3 und 4 bestätigt. Heft 3 enthält diverse venezianische Prachtbauten und Statuen von Sansovino, Heft 4 die Anfänge der antiken Plastik Besonders hervorzuheben ist: Logetta in Venedig, Bacchus und Satyr, die 4 Bronzefiguren an der Logetta in Venedig, Löwenthor von Mikenae, Aegineten, sowie die neuerdings erst ausgegrabene Pallas Athene. Diese Fortsetzung beweist am besten das Streben sowohl der Herausgeber als der Verlagshandlung, dem Publikum eine wohlfeile und dabei wirklich gediegene Künstlerbibliothek zu liefern. [244]

**Nordenskiöld, die Umsegelung Asiens und Europas** auf der Vega 1878—1880. Leipzig, F. A. Brockhaus. Die berühmte Buchhandlung giebt die höchst interessante und wissenschaftliche Beschreibung dieser Reise in Heften mit zahlreichen Holzschnitten und bedeutenden Karten heraus.

Das mit allgemeiner Spannung erwartete Werk des Freiherrn von Nordenskiöld enthält die authentische Schilderung seiner epochemachenden Reise auf der Vega nebst einer Darstellung der sämmtlichen früheren englischen, holländischen, norwegischen und schwedischen Versuche, die Nordost-Durchfahrt zu gewinnen. Bei dem allgemeinen Interesse, welches die kühne Polarfahrt auf sich gelenkt hat, wird dieses Reisewerk selbst größte Aufmerksamkeit erregen und eine außergewöhnliche Verbreitung finden. Es liegen uns bereits die ersten 9 Hefte des Werkes vor, welche ungemein viel des Interessanten und Lehrreichen enthalten. [245]

---

## Vermischtes.

— (Ein „Vorschlag zur Güte.") Ein Arzt zu Elgin im Staate Illinois macht betreffs der Bestrafung Guiteau's allen Ernstes folgenden Vorschlag: „Man erschieße Guiteau zum Besten der Heilkunde. Man schieße ihn gerade so in dieselbe Körperstelle, wie er den Präsidenten geschossen hat, und dann übergebe man ihn den Aerzten, damit sie an ihm herumoperiren, die Kugel entfernen, und Alles, was die wundärztliche Kunst vermag, zu seiner Heilung thun. Würde er sich dann nicht erholen, so würde er doch wenigstens etwas von den Leiden zu fühlen bekommen, welche er dem Präsidenten bereitet hat. Erholt er sich aber, so erhänge man ihn. Ein Unrecht würde durch Ausführung dieser Vorschläge durchaus nicht geschehen, wohl aber eine Wohlthat für die Lebenden; denn man würde Gelegenheit haben, diesen Fall mit weniger Aengstlichkeit und mit mehr Herzhaftigkeit zu behandeln, als den des Präsidenten. Der Schuß auf Guiteau muß von einem Sachverständigen mit derselben Art von Pistol und derselben Art von Kugeln gethan werden. Vorher muß der Körper Guiteau's genau gemessen und ein Merkmal von der Größe der Kugel in seinem Fleische an der gehörigen Stelle angebracht werden. Dann falle der Schuß Man sollte von Guiteau jeden Gebrauch machen, welcher der Wissenschaft zu Gute kommt und doch zugleich schließlich seinem Leben ein Ende macht Seine Leiche aber muß von den Wundärzten für's nationale anatomische Museum hergerichtet werden. Einfaches Aufhängen wäre keine Strafe, sondern nur eine Wohlthat für ihn." Hierzu bemerkt die „Illinoiser Staatszeitung": Der Vorschlag dieses Arztes ist ganz vortrefflich und bildet einen wahrhaft erfrischenden Gegensatz zu dem ekelhaften Getüftel amerikanischer „Rechtsgelehrter", die jetzt beweisen wollen, daß das Scheusal gar nicht wegen Mordes, sondern nur wegen Angriffes vor Gericht gestellt werden könne

— Leider giebt es in Deutschland noch immer viele Leute, welche gerne Bücher lesen, fortwährend ihre Liebe zur Literatur betheuern — aber keinen Pfennig für den Kauf eines Buches ausgeben mögen. So ist es von jeher gewesen. A. Meißner's achtbändiges Buch „Schwarz-gelb" war kaum komplett erschienen, als er von einer reichen Dame ein unfrankirtes Schreiben erhielt, des Inhalts: sie sei besonders auf diesen Roman gespannt, könne ihn aber trotz aller Bemühungen in keiner Buchhandlung finden. Sie ersuche daher den verehrten Schriftsteller, ihr sein Buch ungesäumt unter ihrer Adresse einzusenden. Meißner, den es verdroß, daß eine reiche Frau, die ihm schon früher seine Bücher abgenöthigt, nun wieder das neueste und in unfrankirtem Briefe verlange, erwiderte also: „Gnädige Frau! In der Stadt, wo Sie wohnen, scheint allerlei zu fehlen. Nicht nur mein Buch in allen Buchhandlungen, sondern auch die Marken für Briefe, in denen man es verlangt, in allen Kaufläden. Ich wiederum hätte wohl das gewünschte Buch, hätte auch einen großen Drang, es Ihnen zu senden, nicht minder hätte ich das gewünschte Postporto, zu meinem aufrichtigen Bedauern aber fehlt mir der zum Packet unumgänglich nöthige Bindfaden Darüber untröstlich, empfiehlt sich Ihrem Andenken u s. w."

— (Aus dem Vatikan) Die „Italie" schreibt: „Wir erfahren, daß ein sehr detaillirtes Inventar über alle Papiere und Dokumente des Heiligen Stuhles in den Archiven des Vatikans aufgenommen und mehrere Kopien davon ausgefertigt worden sind, um in dem Fall, als der Papst Rom verlassen sollte, den Botschaftern und Gesandten des beim Heiligen Stuhle akkreditirten diplomatischen Korps übergeben zu werden, wie um sie einzuladen, die Obhut über die besagten Dokumente zu übernehmen Im Innern des Vatikans hat man besondere Ueberwachungsmaßregeln getroffen und neue Posten päpstlicher Gendarmen sind längs der Mauern des Gartens aufgestellt worden. Wir wissen sogar, daß einer dieser Posten durch einen Telephon mit der Direktion des Gendarmeriekorps in Verbindung steht. Die Kommandanten der verschiedenen Korps, nämlich der Nobelgarde, der Schweizer- und der palatinischen Garde und der Gendarmen überwachen sehr scharf den inneren Dienst und sind angewiesen, sich für alle Eventualitäten bereit zu halten. Was den Papst selbst betrifft, so ist es seine Ueberzeugung, daß sich die Situation verschlimmere und von einem Augenblick zum andern neue Komplikationen auftauchen können. Er hat dies selbst in einer am 2 Oktober an eine Deputation römischer Katholiken gehaltenen Rede gesagt."

— (Eine Champagner-Probe.) In der „Frkf. Presse" wurde vor einiger Zeit von einem bewährten Weinkenner Wiesbadens erzählt, der es vermochte, mit verbundenen Augen die Weinsorten zu unterscheiden. Wie trügerisch aber auch das Geschmacksorgan eines geübten Trinkers sich erweisen kann, davon erzählt Braun in seinem Büchlein „Champagner" (Leipzig, K. Reißner, 1881) folgende ergötzliche Geschichte: Es stritt sich in Wiesbaden eine heitere Gesellschaft um die Vorzüge der französischen und deutschen Champagner-Sorten. Man kam überein, an einem bestimmten Tage ein Champagner-Parlament abzuhalten und drei Preisrichter zu erwählen. Jeder besorgte seine Lieblingssorten; Einer aber war ein Schalk, kaufte in der benachbarten Fabrik sechs Flaschen deutschen Schaumweines eines und desselben Jahrganges und Gebräues (beim Champagner „Cuvée" genannt), und versah jede einzelne Flasche mit einer anderen Etiquette, eine immer schöner, großartiger und ruhmrediger als die andere. Am bestimmten Tage hatte das Parlament 25 Sorten zu prüfen. Bei der Classifizirung erhielt eine jener sechs Flaschen den ersten Preis, eine war als die geringste verzeichnet, und die übrigen waren dazwischen zerstreut. Es war also der nämliche Wein der beste und der schlechteste und es war überhaupt der deutsche Wein durchschnittlich für höher erachtet worden, als der französische. Nach Abgabe des Urtheils der Jury wurde der Schabernack eingestanden und erregte bei den Preisrichtern den höchsten Unwillen, fand aber bei den Uebrigen nicht minder hohen Beifall.

— (Respekt vor dem Offizierspferde.) Wie der „Freie Landesbote" aus München mittheilt, wurde ein Soldat der dortigen Garnison deshalb zu drei Tagen Mittelarrest verurtheilt, weil er das störrige Pferd eines Lieutenants mit den Worten: „Du Sakramentsvieh" geschimpft hatte. Das fragliche Vergehen war mit dem Ausdruck qualifizirt: „Wegen ungeeigneten Benehmens gegen ein Offizierspferd."

— In Paris genießt man bereits telephonisch nach dem Diner Theatervorstellungen in den Salons. Der Minister für Post und Telegraphen hat dieser Tage zu Ehren der Mitglieder der Elektrizitäts-Ausstellung ein Diner gegeben, und nach demselben konnten seine Gäste die Vorstellungen des Théatre français und der komischen Oper hören. Bei der nächsten Soirée des Ministers wird die große Oper in seinen Salons aus der Entfernung mitwirken. Für kranke Kritiker ist diese neueste Einrichtung unbezahlbar. Man wird also bald das auch sonst vorgekommene Kunststück über eine Vorstellung zu berichten, ohne ihr beigewohnt zu haben, mit gutem Rechte ausüben können. „Musikkritik auf unserem eigenen Telephon" dürften dann die Berichte bezeichnet werden.

— Ein eigenthümlicher Fall von Blutvergiftung führte vor wenigen Tagen einen gefährlichen Krankheitszustand der in Berlin am Grünen Weg wohnenden Näherin Emilie Köhler herbei. Fräulein K. hatte sich durch einen Biß in die Zunge eine an sich ganz geringfügige Verletzung derselben zugezogen. Am Donnerstag Vormittag nun war sie mit einer sehr pressanten Arbeit beschäftigt und zog dabei, einer alten Gewohnheit folgend, die gerade zu verwendenden grünen Seidenfäden durch den Mund. Nach Verlauf einiger Stunden stellte sich ein immer heftiger werdendes Anschwellen der Zunge ein, während ein starker Fieberfrost den Körper schüttelte. Der sofort herbeigerufene Arzt erkannte nach Kenntnißnahme der Thatsachen durch eingehende Untersuchung als Grund der Krankheitserscheinung eine Vergiftung, welche durch Eindringen des gifthaltigen Farbstoffes der grünen Seidenfäden in die Wunde der Zunge herbeigeführt worden war. Sofort angewendete Gegenmittel ließen den Arzt die Hoffnung aussprechen, eine größere Gefahr für das Leben der Patientin abwenden zu können, jedoch ist ihr Zustand noch immer ein sehr bedenklicher.

---

## Telegraphische Depeschen.

**Leipzig**, 12 Oktober. In dem Hochverrathsprozesse vor dem Reichsgerichte wurde heute die Vernehmung sämmtlicher Angeklagten zu Ende geführt. Der seiner Zeit in Augsburg verhaftete Agitator Dave aus London gab zu, Most's Freund zu sein und im vorigen Herbste eine Reise nach Deutschland unternommen zu haben. Er leugnete aber, daß die Kosten der Reise mit Parteigeldern bestritten worden und daß sie zum Zwecke gehabt habe, die Gruppenorganisation, wie solche Most in seinem Parteiorgan, „Die Freiheit", vorgeschlagen, anzuregen und zu fördern. Auf Befragen, welcher Partei er angehöre, antwortete Dave, der anarchistischen Partei, wie sie von Proudhon in's Leben gerufen und von Bakunin weiter entwickelt worden sei. Der Angeklagte Metzkow aus Berlin gab die Verbreitung der revolutionären Schrift „An unsere Brüder in der Kaserne" an Soldaten der Berliner Regimenter zu. — Morgen beginnt das Zeugenverhör.

**Karlsruhe**, 12. Oktober. Die Generalsynode hat heute folgenden von dem Pfarrer Specht gestellten Antrag angenommen: Die Kirchenbehörde möge sich dahin bemühen, daß durch die Reichsregierung ein gemeinsamer Buß- und Bettag für das ganze deutsche Volk ohne Unterschied der Konfession eingeführt werde.

**Paris**, 12. Oktober. Der Ministerresident Roustan richtete an die Vertreter der Mächte in Tunis gleichlautende Schreiben, womit er dieselben in Kenntniß setzte, daß die Besetzung von Tunis in Gemäßheit bestehenden Einverständnisses mit dem Bey erfolgt sei, um die Sicherheit der Hauptstadt zu garantiren. Die Besetzung habe einen rein militärischen und zwar defensiven Charakter. Die bestehende Verwaltung werde weiter funktioniren wie bisher. Die Konsuln erkannten, wie die „Agence Havas" meldet, übereinstimmend an, daß die Besetzung nothwendig gewesen sei, nur der italienische Konsul protestirte gegen die Besetzung von Tunis; es heißt aber, es liege dem ein bloßes Mißverstehen zu Grunde und der Konsul werde durch seine Regierung desavouirt werden.

**Paris**, 12 Oktober. Das „Siècle" glaubt zu wissen, daß der Präsident der Republik morgen oder übermorgen Gambetta zu sich berufen lassen und ihm alle Vollmachten für das Programm und die Bildung eines neuen Kabinets geben werde.

**Rom**, 12. Oktober. Die „Voce della Verita" schreibt in Bezug auf den verstorbenen Minister v. Haymerle, derselbe habe, als er Botschafter in Rom gewesen, die Situation so gut zu würdigen gewußt, daß er als Minister die Nothwendigkeit erkannt habe, die Beziehungen zu dem Vatikan inniger zu gestalten. Unter seiner Amtsführung seien verschiedene schwierige Fragen zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst worden.

**London**, 12. Oktober. Die Nachricht der „Morningpost", daß unter den Ministern ein Depeschenwechsel betreffend gemeinsame Flottenmaßregeln an der afrikanischen Küste zum Schutze der durch den Aufstand der Araber bedrohten europäischen Staatsangehörigen stattfinde, wird von gut unterrichteter Seite als grundlose Kombination bezeichnet.

**Serajewo** 12. Oktober. Das amtliche Blatt erklärt das Gerücht von der Demission des Chefs der Landesregierung, Frhrn. Dahlen v. Orlaburg, für unbegründet.

**Konstantinopel**, 11. Oktober. In Folge der Verhaftung einiger von Cattaro hier eingetroffener Kroaten, welche sich dem Militärdienste entziehen wollten, drangen zahlreiche bewaffnete Kroaten in das österreichisch-ungarische Konsulat ein und verlangten unter Drohungen die Freilassung der Gefangenen. Durch einige Matrosen des österreichischen Stationsschiffes „Taurus" wurde die Ordnung wieder hergestellt. Heute haben sich die Demonstrationen nicht wiederholt und steht keinerlei Unordnung mehr zu besorgen.

# Dunkel!

Nach dem Französischen bearbeitet
von
**J. Rüttgers.**

17)

Er hatte an allen Fenstern der einzelnen Zimmer sowie an den Glasthüren, welche auf die Veranda gingen, einen äußerst sinnreichen Mechanismus angebracht. Derselbe bestand nämlich aus Blättern oder Platten von festem Eisenblech, welche mittelst einer Feder, welche durch einen Schlüssel in Bewegung gesetzt wurde, herabgelassen wurden, und die sich dann ineinanderschoben wie bei den großen Pariser Magazinen, so daß die Villa eine nahezu uneinnehmbare Festung darstellte.

Waren also diese Verschlußläden hinuntergelassen, so konnte von Außen Niemand in's Haus hinein oder dasselbe verlassen als nur durch die kleine eben erwähnte Thüre.

Diese kleine Thür war aber so fest wie die Thür eines Geldschrankes. Sie bestand aus Eichenholz, das doppelt mit Eisenblech belegt war und wurde durch ein Sicherheitsschloß verschlossen, welches vier Stahlstangen bewegte, die ihrerseits wieder kreuzweise in einen schmiedeeisernen Rahmen griffen.

Paul de Chambarrons, welcher einen Schlüssel zu dieser Thür besaß, konnte also leicht in das Innere des Hauses gelangen; in Folge der Verrätherei Pedro Corral's jedoch mußte er, wenn er das Haus einmal betreten hatte, sich in demselben wie in einer Mausefalle gefangen sehen.

Jupin langte mit dem Franktireur, welcher ihn begleitete, auf Nebenwegen gegen eilf Uhr Abends vor der Wohnung der Gräfin d'Ascagne an.

Die Umgebung der Villa lag vollständig öde da und verrieth nicht im Geringsten, daß irgend welche außergewöhnliche Vorsichtsmaßregel getroffen sei, und die tiefe Stille, welche im Innern des Hauses herrschte, ließ mit Recht vermuthen, daß seine Bewohner bereits in tiefem Schlafe lagen.

„Der Kapitän wird heute Nacht nichts zu befürchten haben," sagte der Begleiter Jupin's mit leiser Stimme zu ihm.

„Ich möchte es wünschen," antwortete der Letztere; „indeß werde ich nicht eher in dieser Hinsicht ruhig sein, als bis ich ihn wieder auf dem Wege nach dem Walde von Rambouillet sehe."

„Was ist nun zunächst zu thun?" hob der Erstere wieder an.

„Die Mauern der Villa sind sehr niedrig, wir können sie also ohne Mühe übersteigen und so seine Ankunft und seinen Weggang überwachen."

Einige Augenblicke später befanden sich die beiden Franktireurs im Garten.

Langsam schlich Jupin auf die kleine Verbindungsthür zu und sah durch das Schlüsselloch.

„Der Salon ist noch erleuchtet; was mag dies nur zu bedeuten haben?"

Sein Begleiter trat auch hinzu und sah ebenfalls hindurch.

„Es ist eine Nachtlampe," sagte er; „sonderbar genug, denn es befindet sich Niemand in dem Salon."

Nach einer kurzen Pause meinte Jupin:

„Verbirg Dich rechts von der Thüre, aber so, daß man Dich nicht sehe, sofern Jemand von Außen kommen sollte; ich will mich zur Linken auf die Lauer legen und wir wollen dann abwarten."

Verlassen wir jetzt auf einige Augenblicke die beiden Männer und berichten wir über eine ziemlich sonderbare Szene, welche in dem Augenblicke ihres Eintreffens vor der Villa zwischen dem Major und der Gräfin stattfand.

Madame d'Ascagne war mit Juana und Fernande eben auf ihr Zimmer gegangen, als der Major sie um eine Unterredung von einigen Augenblicken hatte bitten lassen.

Nachdem er vorgelassen war und sich entschuldigt hatte, daß er sie zu einer derartigen Stunde störe, hatte er sie ersucht, ihm den Schlüssel, welcher die Verschlüsse des Hauses öffnete, zu übergeben, eben so wie denjenigen zu der kleinen eisernen Thüre, welche nach Außen führte.

Die Gräfin war begreiflicherweise ob seines Begehrens nicht wenig erstaunt gewesen.

„Wir sind von einem Angriffe bedroht, welcher vielleicht heute Nacht erfolgen wird," fuhr der Offizier fort, „und ich muß also meine Vorsichtsmaßregeln treffen."

„Ein Angriff!" sagte Madame d'Ascagne. „Und von welcher Seite her und von wem?"

„Weiter werden Sie die Güte haben," fuhr der Major fort, ohne auf die Fragen der Gräfin zu antworten, „den Schlüssel zu Ihrem Zimmer und denjenigen Ihrer beiden Damen auf der Thür — nach außen hin — stecken zu lassen."

„Und wenn ich mich weigerte, darauf einzugehen?" erwiderte die Gräfin lebhaft.

„Ich würde mich alsdann zu meinem Bedauern in die Nothwendigkeit versetzt sehen, in Ihren Salon eine Wache hineinzulegen, welche aus etwa zwanzig meiner Leute bestehen würde."

Diese Worte verwandelten das Erstaunen der Gräfin und ihrer beiden Töchter in einen panischen Schrecken.

Sie frugen sich vergeblich, weshalb all' diese ungewöhnlichen Maßregeln nothwendig seien und welche Gefahr sie eigentlich bedrohe.

Nach langem Hin- und Herüberlegen entschloß sich die Gräfin endlich, dem Verlangen des Majors zu willfahren und übergab ihm also die Schlüssel zu den Fenstern und zu der kleinen eisernen Thüre.

„Sie wollen noch Ihren Schlüssel und denjenigen der beiden Damen draußen im Schlosse stecken lassen," sagte der Offizier dann.

„Meine Töchter werden heute Nacht in meinem Zimmer schlafen," antwortete die Gräfin; „hier ist mein Schlüssel; mit den Schlüsseln der beiden anderen Zimmer werden Sie dann thun können, wie Ihnen beliebt, sie stecken im Schloß."

Der Major nahm den Schlüssel, grüßte, ging hinaus und schloß dann Madame d'Ascagne nebst ihren Töchtern doppelt ein.

Sodann schritt er auf die kleine eiserne Thüre zu, öffnete dieselbe und ließ einen schrillen Pfiff ertönen.

Sogleich tauchten auf dieses Signal hin zwei Schatten aus dem Garten auf und eilten herbei.

Es waren die beiden preußischen Soldaten, deren Nähe Jupin und sein Begleiter ebenso wenig ahnten, als die Ersteren die Anwesenheit zweier Franktireurs.

Als die beiden Soldaten sich bei dem Major befanden, hieß der Letztere sie eintreten und schloß dann geräuschlos die Thüre hinter ihnen zu.

„Ganz sicher hat man unserm Kapitän hier irgendwo einen Hinterhalt gelegt — nur so läßt sich diese brennende Nachtlampe erklären," sagte Jupin.

„Auch mir scheint dies der Fall zu sein," meinte der Begleiter Jupin's; „aber zum Glück sind wir eben da und werden dem Kapitän die ganze Sache mittheilen."

„Dummheiten!" sagte Jupin wegwerfend; „ich habe einen ganz andern Plan . . ."

„Und dieser wäre?"

„Es ist sehr einfach: sobald der Lieutenant die Thür öffnet, verlassen wir unser Versteck und treten mit ihm ein. Wir werden alsdann drei gegen drei sein, und wir müßten Pech haben, wenn die ganze Geschichte sich nicht zum Verderben desjenigen wendete, der sie ersonnen."

„In der That, nicht übel," antwortete der Begleiter Jupin's froh bewegt.

Beide begaben sich wieder zur Rechten und zur Linken der Thüre in ihr Versteck und warteten.

Nach Verlauf von wenigen Minuten knirschte der Sand auf dem Wege unter einem Schritte.

„Jedenfalls Paul de Chambarrans!" sagte Jupin. „Also aufgepaßt!"

Als der Ex-Kapitän in die Nähe der kleinen Thüre gekommen war, blieb er stehen und horchte. Da kein Geräusch sich vernehmen ließ, so zog er einen Schlüssel aus der Tasche und steckte denselben in's Schloß.

Die Thüre ging auf und er trat ein.

Kaum hatte er die Thürschwelle überschritten, als drinnen ein großes Geräusch vernehmbar wurde.

Jupin und sein Begleiter sprangen aus ihrem Verstecke hervor und eilten durch die offenstehende Thür in den Salon hinein.

Hier bot sich ihren Augen ein seltsames Schauspiel dar.

Paul de Chambarrans war von den beiden verborgen liegenden Soldaten zu Boden gerissen worden und während der Eine ihn festhielt, band der Andere ihn an Händen und Füßen.

Unbeweglich stand der Major dabei und sah zu.

Die beiden Franktireurs waren wie der Blitz im Salon erschienen und hieben mit ihren scharfen Klingen so tapfer auf die beiden Soldaten

## Börsen-Berichte.

Stettin, 12 Oktober. Wetter veränderlich. Temp. + 10 R. Barom. 28" 1"'. Wind W.

Weizen flau, per 1000 Klgr loko gelb inl. 226—234 bez., weißer 223—238 bez., per Oktober 234 bez., per Oktober-November 227—225 bez., per April-Mai 223—221 bez.

Roggen flau, per 1000 Klgr. loko inl. 184—186 bez., per Oktober 184,5—183,5—184 bez., per Oktober-November 177,5—175,5 bez., per November-Dezember 171,5—171 bez, per April-Mai 166—165 bez.

Gerste ruhig, per 1000 Klgr. loko geringe 154—160, Brau- 165—170 bez.

Hafer etwas fester, per 1000 Klgr. loko alt. pomm. 150—156, neuer 142—150 bez.

Winterrübsen still, per 1000 Klgr loko 240 255 bez., per Oktober 250 bez, per Oktober-November do., per April-Mai 261 bez

Winterraps per 1000 Klgr. loko 256—260 bez.

Rüböl etwas niedriger, per 100 Klgr. loko bei Kl. ohne Faß 55 Bf., per Oktober 53—53,75 bez., per Oktober-November do., per November-Dezember 53 Bf., per April-Mai 55 Bf.

Spiritus flau, loko schwer verkäuflich, per 10,000 Liter % loko ohne Faß 54,7 bez., per Oktober 55 Bf. u. Gd., per Oktober-November 53 8 Bf., per November-Dezember 53 bez., 52,5 Bf., per April-Mai 52,8 bez.

Petroleum per 50 Klgr. loko 8,2—8,3 tr. bez, alte Us. Reg. 8,6 tr. bez.

**Landmarkt.**

Weizen 210—240, Roggen 188—195, Gerste 155—172, Hafer 156—162, Erbsen 180—195, Kartoffeln 40—45 Heu 3—3,50, Stroh 42—48

ein, daß sie bald kein Lebenszeichen mehr von sich gaben.

Chambarrans, der jetzt von seinen Gegnern befreit war, entledigte sich rasch seiner Bande und sich kerzengrade vor dem Major aufrichtend, welcher vor Erstaunen wie an den Boden angenagelt da stand, sagte er zu ihm:

„Was Sie gegen mich ersonnen haben, ist jetzt Ihr eigenes Verderben — Sie sind mein Gefangener!"

Der Offizier erwachte nunmehr wieder aus seinem Erstaunen und griff zu seinem Revolver, als Jupin hinzueilte und ihm denselben entriß.

„Sollen wir ihn tödten?" frug er dann den Kapitän.

„Nein," sagte Chambarrans, „binde ihn fest und stopfe ihm einen Knebel in den Mund, damit er nicht etwa um Hülfe rufen kann."

Dann ging er auf das Zimmer der Gräfin zu und klopfte an, nachdem er seinen Namen genannt hatte.

„Wir sind Gefangene," antwortete Fernande von Innen heraus; „der Major hat uns eingeschlossen."

„Ein wenig Geduld, und ich werde Euch befreien," antwortete Paul.

Damit ging er zu dem Major zurück, nahm ihm die drei Schlüssel ab und öffnete die Thür seiner Tante.

„Jetzt kann ich mir Alles erklären," sagte Madame d'Ascagne, indem sie ihm herzlichst die Hand drückte; „es war darauf angelegt, sich Deiner zu bemächtigen . . ."

„Ja, theure Tante," unterbrach sie Chambarrans. „Aber Dank dem wackeren Jupin und einem unserer wackeren Kameraden ist der Major in derselben Falle gefangen worden, in welche er uns hat locken wollen."

Wir übergehen die weiteren Einzelheiten dieser Scene, und bemerken daß die drei Franktireurs einige Minuten später die Villa verließen. Paul meinte zu seinen Begleitern:

„Ich bin von irgend einem Spion verrathen worden."

„Dies ist auch meine Meinung," antwortete Jupin. „Aber wer mag es nur sein?"

Auf diese Frage wußte freilich Keiner der Dreien Antwort zu geben.

Noch am selben Tage verließ Paul indeß sein unterirdisches Versteck. Er that übrigens sehr wohl daran, denn am folgenden Tage durchsuchte unter Leitung Pedro Corral's eine Schwadron Ulanen den Theil des Waldes von Rambouillet ab, welcher den Franktireurs bis dahin als Sammelpunkt gedient hatte.

## 11.

Wir haben die vorstehenden Einzelheiten nur aus dem Grunde geschildert, um den grenzenlosen Haß zu beleuchten, von welchem Pedro Corral gegen den Neffen der Gräfin d'Ascagne erfüllt war, ein Haß, der sich nicht einmal nach so mannigfachen Niederlagen für besiegt erklären wollte.

Wir überspringen einen Zeitraum von einigen Monaten.

Der Friede war geschlossen und die Franktireurs der Seine-et-Oise waren entlassen.

Paul de Chambarrans hatte seine frühere kleine Wohnung wieder bezogen, verweilte jedoch nur wenig hier, sondern brachte den größten Theil der Zeit auf der Villa zu.

Henri Meramme — der Nebenbuhler Paul's, wie wir uns erinnern werden — begab sich regelmäßig jeden Sonntag dahin, und um das Terrain wieder zu erobern, welches er in den vergangenen andern sechs Tagen etwa verloren haben könnte, machte er mehr als je seiner Kousine emsig den Hof.

Der Ex-Kapitän, dessen Aufmerksamkeiten, wie es schien, nicht gerade auf unfruchtbaren Boden fielen, schöpfte nach dieser Seite hin nicht den mindesten Verdacht.

In der That lag auch die Gefahr weniger auf dieser Seite: sie kam mehr von Juana her.

Bis dahin hatte Chambarrans diejenige, welche er lachend seine kleine „Wilde" zu nennen pflegte, nur gewissermaßen als Kind behandelt: aber seitdem der Friede mit Deutschland geschlossen war, war ihm die seltsame Veränderung nicht wenig aufgefallen, welche mit der jungen Mexikanerin vor sich gegangen war.

Wenn er auf die Villa kam, so war sie regelmäßig die erste Person, welche sich seinem Blicke darbot — es war gerade, als ob sie auf sein Kommen warte, und wenn er dann eingetreten war, so sprach sie zwar kaum, aber aus ihren Augen leuchtete die Freude heraus, welche sie im Geheimen empfand.

Paul de Chambarrans hatte von dieser Zeit an ihr gegenüber eine größere Zurückhaltung beobachtet denn er ahnte, daß es nur eines Funkens bedürfe, um diese ohnehin glühende Seele in helle Flammen entbrennen zu machen.

Er hatte sich in der That in dieser Hinsicht keineswegs geirrt.

(Fortsetzung folgt.)